

Palmen in den Händen

Hiergegen könnten sich nun zweierlei Vorwürfe erheben: der eine darauf lautend, daß der Verfasser zweifellos ein Kneipensitzer, Karnivore und Kettenraucher sei; der zweite, daß die ganze Argumentation gefühlsmäßig, poetisch, trinkliedhaft sei. Sie zeige außerdem genau jene Elephantiasis, gegen die der Verfasser selbst sich wende; denn sie nehme von dem einen Beispiel der Trockenlegung ausgehend mit jener hier gleichfalls bekämpften Leichtigkeit der Assoziation Befürchtungen vorweg, die ganz grundlos seien.

Deshalb mag es gut sein, bevor wir eine Charakteristik der „Neuen Welt“ versuchen, noch auf einem bestimmten Einzelgebiet stehen zu bleiben: dem Pazifismus.

Wäre er wirklich nur die „Krankheit der geschlagenen Völker“: wir müßten heute alle Pazifisten sein. Statt dessen sehen wir eher das Umgekehrte: Den Glauben an den Krieg nicht nur als an ein unvermeidliches Ergebnis jeder irdischen und realen Politik; sondern auch als an ein Heilmittel, als an die höchste und wundervolle Kraftäußerung eines Volkes und seiner Menschen. In dem Moltkeschen Satz: Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, wird heute der Ton ganz unzweifelhaft auf das Satzende gelegt.

Wie kommt das? Wenn wir die Antwort vorweg nehmen wollen: Dadurch, daß der Pazifismus, mindestens vor dem Kriege, aber zum überwiegenden Teile noch jetzt eine verkappte Religion ist.

Keine seiner bekannten Begründungen hält stand. Daß Frieden infolge der internationalen Verflechtung der Wirtschaft nötig sei, hat ein Krieg von über vier Jahren Dauer ganz gründlich widerlegt. Noch mehr aber die Nachkriegszeit: die Wirtschaft verhütet nicht Kriege, sie ruft sie hervor.

Der humanitäre Pazifismus, der auf das Blutvergießen und die Grausamkeit des Krieges hinweist, wird immer den ein-

fachen Satz gegen sich haben: Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Wenden wir uns ins Utilitarische, sagen wir, wie es einmal bei einer großen Debatte über Christentum und Pazifismus geschehen ist, daß selbst das Urteil eines durchwegs aus Feinden Deutschlands zusammengesetzten internationalen Schiedsgerichtes, wenn wir es vor dem Kriege angerufen hätten, nicht entfernt so ungünstig hätte ausfallen können wie dieser Kriegsschluß: dann steht sofort eine Welt von Gründen gegen den Sprecher auf. Erstens unser ganzes Gefühl. Wir wollen uns aber nicht verkümmern lassen durch Schiedsspruch; wir müßten, selbst wenn uns dieses Kriegsende gewiß wäre, das letzte Mittel versuchen, ehe wir die Demütigung auf uns nehmen; wir wollen uns nicht feige selbst verhandeln. Alles, was wertvoll in uns ist, hätte sich gegen die geduldige Hinnahme selbst eines viel günstigeren Schiedsspruches gewehrt. Zweitens aber steht unsere gesamte politische Erfahrung gegen eine solche Argumentation auf. Wie lange hätte der durch den Schiedsspruch geschaffene Zustand, wenn er von uns hingenommen worden wäre, vorgehalten? Welcher Staat und welches Volk könnten eine feige Unterwerfung auf sich laden ohne die Gefahr immer erneuter und immer tieferer Demütigung? Hier liegt der schwache Punkt einer scheinbar so klaren Friedensargumentation wie etwa der von Norman Angell. Er weist überzeugend nach, daß Kriege selbst den Siegern wenig oder nichts nützen und daß sie die Probleme nicht lösen, zu einer neuen Weltgestaltung nicht führen können. Er läßt unberücksichtigt, daß Kriege eben zur Behauptung des status quo oder zur Vermeidung noch größeren, als des natürlichen Rückgangs eines Volkes nötig sein könnten; und daß deshalb auch in der praktischen Politik jeder Krieg als Verteidigungskrieg ausgegeben wird; daß niemand der Angreifer sein und gewesen sein will.

Auch der Hinweis auf einen Zustand, in dem die Menschheit alles, die Nation nichts mehr bedeutet, verfängt nicht. Eine Menschheit schlechthin, ohne Nationen, wäre ein ameisenhaftes Gewimmel und die Gleichheit aller Wesen, die Menschenantlitz

tragen, bleibt eine rechtliche Fiktion. Sie ist Wahrheit, wenn sie besagen will, daß wir einen Kongoneger nicht schlechter behandeln dürfen als einen Farbgenossen, nur weil er ein Kongoneger ist; sie wird offenbarer Unsinn, wenn sie behauptet, der Kongoneger sei ebenso viel wert als wir oder wir ebenso wenig wie er. Das stimmt aus der unendlichen Perspektive Gottes, vor der wir alle klein werden; aber es bleibt entweder Unverschämtheit oder Schwachsinn, sich diese Perspektive anzumaßen.

Aber die Lehre, daß alles gleich sei, was Menschenantlitz trägt, hat ihre Kraft bereits eingebüßt. Man sucht heute den Zusammenhang zwischen Nation und Menschheit in anderer Weise. Jedes Volk, so formuliert die schon einmal angeführte Schrift von Wilhelm Michel einen Gedanken, der heute in vielen Köpfen Nationalismus und Internationalismus zu versöhnen und einander zuzuordnen strebt, sei ein Versuch zur Verwirklichung der Menschheit. Jedes Volk habe Daseinsberechtigung nur insofern, als es diese Verwirklichung der Menschheit vollziehe oder zu ihr beitrage. Jedes Volk müsse aus dem Stoffe seines Volkstums die Bildsäule der Menschheit erbauen, sei es aus dem Marmor des Lateinertums, aus der Bronze des Germanentums, aus dem weichen Ton des Slaventums. Das sei die Zielsetzung des wahren Internationalismus. Um aber zur Bildsäule zu gelangen, müßte jeder Bildhauer seinem Material, müßten die Menschen auch dem Material ihres Volkstums Liebe und Verständnis schenken. Das sei die Zielsetzung des wahren Nationalismus. Und beide müßten bejaht werden. Sie widersprechen sich nicht, sondern bedingen einander. Beid hoben sich scharf ab gegen die marktgängigen Abarten des Internationalismus wie des Nationalismus. Gegen den falschen, Völker zu Ameisentrupps herabwürdigenden Internationalismus: Betonung der Tatsache, daß die nach Völkern nicht gegliederte, geographisch und geschichtlich nicht gebundene Menschheit nicht existiere; daß also Kulturwerte nur erstellt werden könnten am Stoff der verschiedenen Nationalcharaktere. Gegen den falschen Internationalismus: durch die Betonung der anderen Tatsache, daß aller Wert eines Volkstums nur aus seinem An-

9*

teil an der Verwirklichung der Menschheit fließe. Schon Kant etwa habe das angedeutet mit seiner Gleichsetzung von Patriotismus und Kosmopolitismus. Die rein negative Abgrenzung, Hinz sein und nicht Kunz, sei völlig verdienstlos und unwertig. Erst aus der Beziehung jedes Volkstums auf die übergeordnete Idee flößen Verdienst und Wert.

So einleuchtend das klingt, so dialektisch bleibt es. Der Vergleich der Arbeit eines Volkes mit der Arbeit eines Bildhauers ist nicht nur zufällig. Er verrät deutlich, wie literarisch die Aufeinanderbezogenheit von Nation und Menschheit bleibt. Wir stehen ja mit allen unseren Sinnen, aller unserer Arbeit innerhalb unseres Volkstums; wir können nur in Gedanken von außen heran. Wir sind ja selbst Bildsäule und Schöpfer in einem. Aber der Bildsäulenvergleich deutet zugleich noch auf etwas anderes. Michel stellt einfach die Schöpfung von Kulturwerten als den Sinn der Nationen hin. Auch ohne daß man nun die Spenglersche Geistesverachtung mitzumachen braucht und so hoch man auch Kulturwerte einschätzen mag, so bleibt doch ein Volk noch etwas Umfassenderes als seine Kulturwelt. Es geht nicht an, Kulturwerte zum Volkszweck zu machen und die Menschheit zum Zweck der Völker. Wenn die Menschheit Zweck der Völker ist, was bezweckt dann die Menschheit? Mit der Teleologie ist hier nicht weiterzukommen. Man muß vielmehr hier Spengler durchaus zustimmen, sagen, daß Völker Lebewesen sind, daß ihr Sinn in ihnen selbst, im ganzen Umfang ihres Lebens, nicht nur in den höchsten Kulturwerten ruht. (Was nicht so viel heißt als die Spenglersche Verachtung der Kulturwerte mitzumachen; gerade Michel hat in seiner vortrefflichen Kritik an Spengler nachdrücklich auf die „widersprüchliche Verknotung von Stoff und Geist“ hingewiesen.) Faßt man aber Völker als Lebewesen und Selbstzweck, so gewinnt auch die von Michel so geringschätzig behandelte „rein negative Abgrenzung, Hinz zu sein und nicht Kunz“, andere Bedeutung. Sie wird zwar nicht werthaltiger; aber in dem Augenblick, wo wir sie aufgeben, würden wir uns selbst aufgeben. Hier spricht etwas viel Primärereres als der Wille zum Wert; nämlich einfach der

Wille zum Dasein, zum Dasein in unserer eigenen als einmalig empfundenen Gestalt, gleichviel, was auch diese Gestalt enthalten und wert sein mag. Die Behauptung: die Völker haben nur Daseinsberechtigung, insoweit sie eine (wenn auch nur geträumte) Menschheit verwirklichen, erweist sich schließlich als nur wenig tiefer wie die andere Behauptung, daß Völker etwas Künstliches, im Laufe einer Entwicklung durch Aufhebung der Landesgrenzen zu Beseitigendes seien. Faßt man aber Völker als Lebewesen auf, so wird man auch ihren Trieb zu Macht und Ausdehnung nicht übersehen können.

Auch das religiöse Gebot der Feindesliebe kann zur Rechtfertigung der Friedensbewegung nicht mit vollem Erfolg herangezogen werden. Zwar, wenn selbst Pastoren sich darauf berufen, das Wort Christi: Liebet Eure Feinde, sei nur ob seines Stimmungsgehaltes bedeutsam, rangiere nicht in der Rangklasse der zehn Verbote, sondern sei „nur“ durch „Stimmungsgehalt“ bedeutsam, so wird man ihnen mit Fug und Recht entgegenhalten dürfen, daß es Christi Wille war, daß eben sie als Pastoren eine solche Stimmung in ihrer Gemeinde erzeugen sollen. Aber dieses Argument kann nur gegen Pastoren gerichtet werden. Der politische Immoralist behauptet ja eben, Privatethik und politische Ethik seien zweierlei; in der Staatskunst müßten die Gebote privaten Handelns häufig der Rücksicht aufs Gemeinwohl weichen und es sei offenes Unrecht, ein Volk, Millionen von Menschen der Demütigung, der Entbehrung, dem Lebensrückgang auszusetzen, nur damit der einzelne leitende Staatsmann ein reines Gewissen behalte.

Selbst rein religiös genommen braucht jedoch das Gebot der Feindesliebe noch nicht unbedingt für Frieden zu sprechen. Es ist eine tiefere Auslegung denkbar, die den Krieg zuläßt, indem sie ihn zugleich überwindet. Das Gebot ist ja so utopistisch nicht, zu befehlen: Habet keine Feinde!, sondern es verlangt das viel Schwerere, seine Feinde zu lieben, das heißt, den Menschen, den gleichwertigen, im Feinde, noch im tödlichen Kampf zu erkennen und zu lieben. Ich weiß, daß alles dieser Deutung des Wortes entgegensteht; am Schlusse des Buches, wenn

wir so weit gelangt sind, aus allen unseren Betrachtungen die Summe zu ziehen und ihre Bedeutung zu würdigen, werden uns die drei Worte: Liebet eure Feinde, in hellerem Glanze, frei von praktisch-utilitaristischer Bindung aufstrahlen. Hier genügt es festzustellen, daß der praktische Politiker ihre Bedeutung bestreitet, gleichviel ob er das mit schwerem Herzen oder stolz auf seine Immoralität und sein Übermenschentum tut; und daß auch der Theologe sie nicht mit voller Sicherheit als Kriegsverbot zu erweisen imstande ist.

Fragt man sich nun, warum alle diese Begründungen des Pazifismus weder einzeln noch insgesamt durchschlagen, so wird die tiefste Antwort nur lauten können: Weil der Pazifismus bis heute zum größten Teil eine verkappte Religion ist. Daß er mit der Abschaffung des Krieges das schwerste Übel aus der Welt beseitigt glaubt, ist seine Monomanie; daß er dahinter (in Verbindung mit den in den vorigen Kapiteln besprochenen verkappten Religionen) das Heraufkommen einer neuen, noch nie dagewesenen Welt sieht, ist seine Elephantiasis. Hinter dem Pazifismus steht das Bild einer vollkommen friedfertigen und deshalb glücklicheren Welt. Es ist gerade dieses Bild, gegen das unsere Unlustgefühle sich richten. Auch wenn wir der Übertreibung, daß alles Leben ein Kampf sei, nicht folgen, so wollen wir gerade deshalb umso weniger die Kampfseite des Lebens missen, wollen auf eine solch starke Lebensäußerung nicht verzichten.

Die Folge der Verengung und Erweiterung zur verkappten Religion ist, wie überall, daß sie sich noch heute kaum imstande erweist, ihr Problem, den Krieg, wirklich zu sehen, trotzdem es doch an Anschauungsunterricht nicht gefehlt hat. Erst im Augenblick, wo sie von ihrer Hinterweltlervorstellung einer neuen friedlichen Welt loskäme, erst wenn sie vollmenschlich auch die Kampfseite, nicht nur die kooperative, des Lebens bejahte, wäre sie imstande, dem Krieg wirksame Opposition zu machen. Der wirklich wirksame Streit gegen den Krieg steht erst in den Anfängen — einfach, weil er von Menschen ausgeht, die keine Hinterweltler sind, und die den heutigen

Krieg verneinen, nicht trotzdem, sondern weil sie den Kampf lieben.

Ich kann hier nichts Besseres tun, als das zu wiederholen, was Hans W. Fischer in seinem schon genannten Buche „Die Schädelstätte“ klassisch gesagt hat:

„Es sind nicht die wahren Helden, die sich nur mit dem Revolver in der Tasche über die Straße trauen. Zeugten etwa die ungeheueren Vorkriegsrüstungen von einer grimmigen Kampfgier der Völker? Nein, sie waren Zeugnis der Angst; jedes Volk wünschte von vornherein sich des Übergewichtes zu versichern, jedes hätte gern alle Anwartschaft auf blutigen Siegeslorbeer hingegeben um ein unfehlbares Rezept, das feindliche Heer aus sichererer Entfernung restlos von der Erdoberfläche zu vertilgen. Nur, weil es dieses vollkommene Mittel noch nicht besitzt, setzt sich das Volk mit seiner lebendigen Mannschaft ein, keineswegs aber, um seine Kampfeswut auszutoben. Jede Nation weist den Verdacht, Krieg um des Krieges willen zu führen, weit von sich; jede beteuert, ihr Kampf gelte allein der Verteidigung. Und das ist für alle richtig, obwohl die Kaffern es immer nur für das eigene Volk gelten lassen. So wild der Krieg sich gebärdet, er dient immer nur dazu, eine neue, erhöhte und womöglich komfortablere Sicherheit zu erlangen. Um des Ganzen willen wird ein Bruchteil geopfert, das ist ein rein kaufmännisches Verfahren, wenschon man die Buchführung zu fälschen beliebt, indem man den Heldentod statt in das Verlust- ins Reklamekonto schreibt. . . . Bei diesem Stande der Entwicklung hat der Krieg tatsächlich die innere Berechtigung bereits verloren; er ist nur noch ein Notbehelf. . . . Denn es ist nicht wahr, daß die heutigen Heere aus lauter Helden bestehen, denen das Vollbringen großer Taten Lebensbedürfnis ist; es ist nicht wahr, daß der Mut an sich in unserem Kriege zu Ehren kommt. Wirklich hoch im Preise steht vielmehr, da man ihn vor der Hand noch nicht entbehren kann, allein der soldatische Mut, der eine verkafferte Form des Mutes ist. Man schätzt und züchtet ihn, weil man ihn braucht; es ist für den Effekt völlig gleichgültig, ob er aus der Natur eines Löwen oder eines

Schlächterhundes stammt, wenn er nur auf den Pfiff da ist. Wenn die sittlichen Einwirkungen ihn nicht heranlocken, verschmäht man auch die übelsten Mittel nicht, um ihn herauszukitzeln oder herauszupeitschen: Lüge, Bedrohung, Betäubung, Schnaps und Sperrfeuer. Der ganze Mechanismus ist darauf eingestellt, den Mut als das kleinere Übel in Vergleich zur Feigheit erscheinen zu lassen, sobald es gegen den Feind geht; während umgekehrt gegenüber den Vorgesetzten aus Gründen der Disziplin die Feigheit vorteilhafter ist als der Mut. Aber kann man wirklich den Mann mutig nennen, der zwar dem entgegenstürmenden Feinde das Bajonett in den Leib rennt, vor dem Offizier jedoch, der seine Menschenwürde mit Füßen tritt, kuscht? Mir scheint, er hat in beiden Fällen genau das Gleiche getan: nämlich das sichere Teil erwählt . . .“ Und gegen den Schluß des Kapitels, noch einmal ganz scharf: „Die heroische Wahrheit wird ewig leben, auch wenn die heroische Lüge begraben ist.“

Die Auflehnung gegen den Krieg geschieht hier im Namen des Heldentums, des freien, selbstverantwortlichen Mutes, den Fischer die höchste Tugend nennt. Aber diese Anschauung muß gegen sich noch gelten lassen, daß sie vor lauter Bewunderung des echten Mutes überstrenge, schulmeisterlich wird. Fischer, der den ewigen Frieden nur als das kleinere Übel gelten läßt, macht aus dem Pazifismus keine verkappte Religion. Dafür macht er eine aus dem Amor fati, aus der Liebe zum eigenen Schicksal. „An einem Mut, der die freie Verantwortung des Einzelnen über sein einzelnes, eigenes Leben nicht kennt, — an einem solchen Mut ist nichts gelegen“, sagt er und das stimmt gewiß vom Standpunkt des Mutes aus. Aber ist es auch Wahrheit vom Standpunkt des Menschen aus? Es ist Unwahrheit und Unrecht, auch nur mit einem Streifgedanken die zu schelten, die mit allem Glauben und allem Mut in den Krieg gingen, sich, in Fischerscher Sprechweise zu reden, verkaffern ließen und dafür mit dem Leben bezahlten. Sie gingen doch hin als Menschen, mag auch ihr Menschentum nicht stark genug gewesen sein, jeden Zwang zu brechen. Unsere ganze und ver-

nichtende Anklage muß denen gelten, die, selbst verkaffert, sich als Übermenschen fühlten und aus der Verkaffung der Menschen ein Geschäft, aus der heroischen Wahrheit die heroische Lüge, aus der Wehrhaftigkeit eine Industriekonjunktur machten.

Haben sie das getan? Fischer muß gegen sich gelten lassen, daß er Schriftsteller ist; man kann ihn mit dem Prädikat: als Poesie gut abtun. Und außerdem ist natürlich seine Opposition gegen den Krieg nur „die Krankheit der geschlagenen Völker“. Aber dieses bequeme Verfahren geht nicht an gegen den gleichfalls schon zitierten Franzosen Pierrefeu, der ein begeisterter Militarist ist und sich gerade deswegen noch viel härter über die feige Sinnlosigkeit des Krieges von heute äußert. „Ich sehe schon“, sagt er kaltblütig, „wie eine Regierung einer leistungsfähigen Firma die Herstellung und Durchführung eines Krieges im ganzen überträgt mit einer ganzen Staffel von Vertragsstrafen für jeden Verzug in der Lieferung des Friedens.“ Niemand hat schärfer als dieser siegreiche Militarist, der den Krieg nicht verneint, sondern geradezu glorifiziert, die völlige Sinnlosigkeit, Lüge und Feigheit des Krieges von heute angeprangert. Bei ihm tritt zum erstenmal ganz klar dem ethischen, humanitären, utilitaristischen, wirtschaftlichen und religiösen Pazifismus, die alle zu einer verkappten Religion zusammenfließen, der sachgemäße Pazifismus gegenüber: der militärische. Er erhebt Protest gegen den heutigen Krieg — gerade im Namen des Krieges und des Kampfes.

Und er ist kein weißer Rabe. Die Kritik Fischers und Pierrefeus bezieht sich auf den letzten Krieg; aber sobald sie an den Gedanken eines zukünftigen Krieges herantreten, bleiben selbst die gewöhnlichen Militärs, trotzdem ihre ganze Existenz darauf beruht, daß sie die Fischersche Scheidung zwischen echtem Mut und soldatischem Mut nie anerkennen dürfen, doch nicht von Zweifeln darüber verschont, ob denn ein Zukunftskrieg noch kriegerisch sein könne.

Ein britischer Fliegeroffizier, Oberst Moore, sagt: „Die Tragödie des Luftkrieges besteht in der Tatsache, daß es praktisch unmöglich ist, sich gegen einen plötzlichen Angriff zu

schützen.“ Einer seiner englischen Kollegen schreibt noch deutlicher: „All dies (der Versuch, die Luftflotte zum Zweck der Landesverteidigung auszunutzen) dient zu gar nichts. Das Kriegsammt kann nur eins tun: sich mit einer ausreichenden Quantität von Pillen versorgen, die ein rasch wirkendes Gift enthalten, und diese bei der Kriegserklärung unter die Bevölkerung verteilen. Nur auf diese Weise kann man sie vor einem qualvollen Tode bewahren, der sie sonst in den giftigen Gaswellen, unter berstenden und brennenden Häusern ereilen wird.“

Bezeichnend für die Ausführungen von Maxim Gorki, denen ich diese Anführungen entnehme, ist, daß er, als alter Pazifist alter Schule, uns damit (als verkappter Religiöser) Schreck einjagen will und daß er die Frauen und Mütter anfleht, dem Kriege ein Ende zu machen; daß ihn nichts vor dem Vorwurf schützt, er scheue die „Greuel“ des Krieges. Ihm gegenüber haben es die Militaristen leicht. Sie sagen einfach, daß jede Angriffswaffe notwendig auch eine Abwehrwaffe hervorruft und daß im übrigen hinter dem Gutachten der beiden Engländer die ganz offenbare Furcht stehe, in einen neuen Krieg verwickelt zu werden; daß die pessimistischen Ausführungen der Luftsachverständigen nur eine Entschuldigung für die Schwächen der englischen Politik bilden sollen. Aber der gleiche Militarist muß verstummen, sobald wir uns vom Pazifismus als verkappter Religion freimachen, sobald wir als volle Menschen ihr entgegenhalten, daß der künftige Krieg kein Krieg mehr sei, sondern ein hilfloses und feiges Sichabwürgen ohne Ende: eine Vernichtung jeglichen Mutes und jeder Tapferkeit und Spannkraft.